# Die Innenkolonisation der Schweiz.

Von Dr. **Hans Bernhard**, Zürich.

I.

Man spricht in unserem Lande noch nicht lange von der inneren Kolonisation. Unsere Volkswirte kannten den Begriff sozusagen nur aus der Literatur. Man wusste, dass er in Ländern des Grossgrundbesitzes jene Massnahmen hauptsächlich staatlichen Charakters kennzeichnete, die darauf ausgingen, systematisch Kleinbauernstellen an den Platz der Riesengüter zu setzen. Und da die Schweiz ein Bauernland ist, wo die Voraussetzungen für eine derartige Umgestaltung nicht vorhanden sind, liess man die Innenkolonisation als eine fremde Erscheinung auf sich beruhen.

Da kam der grosse Krieg. Er lehrte vieles. Er lehrte einsehen, dass es ein Fehler war, wenn in den letzten Jahrzehnten der heimische Nährfruchtbau den Einflüssen des Weltmarktes preisgegeben, der Vereinseitigung unserer Bodenkultur zur Viehzucht nicht gewehrt wurde. Er brachte die Erkenntnis, dass ein Land, wenn es Versorgungsnöten nicht ausgesetzt sein will, gut daran tut, die Zahl der Nahrungsschaffenden und der Nahrungszehrenden in einem gewissen Einklang zu behalten, der Übersättigung mit Industrie vorzubeugen. Und die Schwierigkeiten der Lebensmittelbeschaffung für die Städte wiesen mit drohendem Finger darauf hin, dass das gedankenlose Aneinanderreihen von Wohnstätten beim Ausbau der grossen Orte ein Unglück war: es fehlte den Massensiedelungen an der harmonischen Beziehung zum ernährenden Boden, die allein ein ungefährdetes, dauerndes Bestehen gestattet. Was schliesslich nicht vergessen bleiben darf: die Gelassenheit, mit der die in eigener Scholle verankerten Teile unserer Bevölkerung die unruhigen Zeiten über sich ergehen lassen, verglichen mit der Ungeduld grosser Massen der von der Hand in den Mund lebender Städter, lehren unzweideutig die unvergleichliche Wohltat des eigenen nährenden Heimes im menschlichen Dasein.

Indem man die Mängel unserer heimischen Wirtschaft erkannte, suchte man im Drange der Not den schwersten unter ihnen gleich abzuhelfen. Man forderte die Landwirtschaft zum Ausbau der Nährfruchtkultur auf, und als das noch nicht ausreichte, wurde für jeden einzelnen Betrieb eine Anbaupflicht behördlich verfügt. Gemeinden, gemeinnützige Vereinigungen und industrielle Betriebe förderten die Gartenbewegung. Und die vor kurzem gegründete „Schweizerische Vereinigung für industrielle Landwirtschaft“ will, gegebenenfalls auch als praktische Arbeitslosenfürsorge, durch Regieunternehmungen der Industrie- und Handelsbetriebe Ödländer erschliessen, die Nährfruchtkultur durch nichtlandwirtschaftliche Kreise überhaupt fördern und damit die Versorgungs- und später die Siedlungsverhältnisse der Industriebevölkerung verbessern.

Bei dieser Gelegenheit tauchte auch bei uns der Begriff der inneren Kolonisation auf. Mit Recht. Was wollen denn alle die erwähnten Vorkehrungen? *Doch einfach das, einer grösseren Anzahl Menschen in unserem Lande Nähr- und Wohnraum schaffen, und in besserer Weise, als er bis anhin vorhanden war.* Diese Auffassung von der Innenkolonisation ist weiter als die oben beschriebene, hergebrachte. Sie ist aber in der Siedelungskunde seit langem gebräuchlich. In diesem Sinne soll denn auch das Problem der Innenkolonisation für die Schweiz nachfolgend behandelt werden.

*Die Innenkolonisation unseres Landes ist eine langfristige Aufgabe.* Diese Erwägung will ich gleich vorweg nehmen. Zwar in der Notzeit begonnen, schafft sie, wie oben berührt, hastig eine Reihe von Verbesserungen, die Augenblicksnöte betreffen. Doch sind das nur Anfänge. Denn die Ursachen, die die Vorkehrungen der Innenkolonisation hervorgerufen haben, bestehen zum Teil mit Gewissheit eine Reihe von Jahren fort, wie die Lebensmittelknappheit, zum Teil werden sie in der neuen Zeit des Kulturlebens, die nach dem Kriege nach allgemeiner Auffassung beginnen wird, immer und fortgesetzt in verstärktem Masse da sein: ich meine das Verlangen weiterer Volksschichten, auch jener, die die Industrialisierung und die Landflucht davon losgelöst hat, nach Heim und Boden [1]).

Die Anfänge der schweizerischen Innenkolonisation haben als im Augenblick dringlichstes Problem die Mehranbauaktionen, also die Frage der *Nahrungs-*

[1]) Wie ich diese Abhandlung schreibe, kommt mir ein Inserat in der „Neuen Zürcher Zeitung“ (25. Oktober 1918) zu Gesicht, das diesen Gedanken, wenn auch vielleicht etwas phantastisch, deutlich zum Ausdruck bringt. Dort steht: „Heim zum Land! Wer städtesatt und landhungrig ist, kann, wenn er Lust zum Gartenbau hat, sich zum Aufbruch nach dem Tessin anschliessen“.

*mittelbeschaffung,* erfasst. Ihr stellt sich eine zweite Aufgabe zur Seite, die Jahre und Jahrzehnte zu ihrer Lösung bedarf, weil sie zu den folgenreichsten kulturlichen Äusserungen gehört, die *Siedelung.* Der Mensch will nicht nur essen, sondern auch wohnen. Da der Kern der Siedlungsfrage die durch die Kriegszeit gelähmte Bautätigkeit ist, musste dieser Teil des Programmes der Innenkolonisation vorderhand zurückgelegt werden. Nun die Friedenszeit in naher Aussicht steht, lassen sich beide Aufgaben, die, auf die Dauer voneinander losgelöst, verkümmern müssten, verknüpfen. Ein grosszügiges, den zukünftigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen sich anpassendes Gebäude schweizerischer Innenkolonisation lässt sich aufbauen. Es soll aber kein Luftschloss sein, sondern muss in strenger Würdigung der praktischen Verhältnisse auf das, was bisher war, sich gründen.

## II.

Sehen wir die Verhältnisse in der Schweiz *näher* an, so gewahren wir, dass eine zielbewusste Innenkolonisation sowohl in bezug auf die Ausgestaltung des Nährraumes als auch in Hinsicht auf bekömmliche Wohngelegenheit in der Tat not tut.

Dass die *Nährfläche,* die es bei uns auf den Einwohner trifft, klein ist, kleiner als in vielen andern Ländern, lehrte uns die Kriegswirtschaft erfahren. Wir wollen es uns aber durch einige Vergleichsziffern aus der *Statistik* bestätigen lassen. An Arealen [1]) der wichtigsten Nährfrüchte entfielen auf den Kopf der Bevölkerung:

| | Weizen Aren | Roggen Aren | Kartoffeln Aren |
|---|---|---|---|
| In der Schweiz . . . . | 1 | 0.4 | 1.5 |
| In Frankreich . . . . | 16.6 | 3.1 | 3.9 |
| In Grossbritannien . . . | 2 | 0.05 | 1 |
| In Deutschland . . . . | 3 | 9.5 | 5.1 |
| In Italien . . . . . | 13.7 | 0.4 | 0.8 |
| In Russland . . . . . | 18.6 | 20.4 | 3.2 |
| In Belgien . . . . . | 2.1 | 3.4 | 2.6 |
| In Dänemark . . . . | 1.5 | 10 | 2 |
| In Österreich-Ungarn . . | 10.1 | 6.5 | 3.9 |

Angenommen, die Angaben für die einzelnen Länder seien als mehr oder wenig zuverlässige Schätzungen nur annähernd genau — für die Schweiz haben das neuere Erhebungen erwiesen —, so geht aus ihnen doch mit zwingender Deutlichkeit die Ungunst der Anbauverhältnisse unseres Landes hervor. In einem Gebiete mit vorherrschendem Gebirgscharakter und weitgeschrittener Industrialisierung erübrigt sich die Begründung dieses Zustandes ohne weiteres. Ergibt doch die 1917er Statistik für die Gemeinde Hinterrhein im Kanton Graubünden, dass nur 0.002 % des land- und alpwirtschaftlich benutzten Bodens auf die Anbaufläche entfallen. Wobei zu bemerken ist, dass die Selbstversorgung in Wirklichkeit allerdings nicht gar so ungünstig ist, wie es nach den oben mitgeteilten Ziffern den Anschein haben möchte. Was die Schweiz zufolge ihrer geringen Fruchtbarkeit an pflanzlichen Erzeugnissen entbehrt, das gleicht sie einigermassen aus durch eine hervorragende Viehwirtschaft, worin sie die meisten ausländischen Gebiete übertrifft. Dass zum Beispiel das intensiv wirtschaftende Deutsche Reich 1913 auf 1000 Einwohner nur 310 Stücke Rindvieh zählte, die Schweiz dagegen deren 384, mag als Beleg hierfür angesehen werden.

Das ungünstige Nährraumverhältnis ist *ein* Grund, der in unsern Volkswirten den Gedanken der Innenkolonisation wachruft. Ein weiterer ist der Umstand, dass der *Kulturboden* unseres Landes heute auch noch nicht annähernd voll ausgenützt ist. Grosse Flächen der Schweiz — ihr Ausmass ist statistisch leider nicht ermittelt, geht aber in die Zehntausende von Hektaren — stellen vom Standpunkt der Volksernährung aus *Ödländer* dar. Wohl dienen sie mit ihrem vielerorts geringen Streuertrag der Viehhaltung, indessen könnten gerade diese Areale mit ihrem ebenen Terrain, das bei uns so selten ist, ihrem meist fruchtbaren Boden, nach erfolgter Urbarisierung, die technisch sozusagen überall durchführbar ist, prächtige Anbaugebiete ergeben. Und zwar ohne, dass darob die Tierzucht Not litte; sie würde sich dann mit ihrem Streuebedürfnis auf die grössern Getreidestrohertrage stützen. Ländereien dieser Art finden wir in der ganzen Hochebene — die Gebirgsöden fallen als absolutes Ödland zum vornherein ausser Betracht — vom Boden- bis zum Genfersee. Die Sümpfe im Rheintal, in der Linthebene, an der Glatt, im Reussgebiet, an der Aare, an der Orbe, im Rhonetal und im Tessin bezeichnen nur die wichtigsten dieser Flächen. Daneben gibt es viele grössere und kleinere Grundstücke im Land herum, oft bis an die Tore grosser Bevölkerungsmittelpunkte reichend, die von der Besiedlung bis heute nicht erfasst sind, aber imstande wären, Hunderten von Familien ausreichenden Erwerb und Unterhalt zu geben. Nur ein Beispiel: In der Umgebung von Winterthur war es ein leichtes gegen 500 Jucharten für die Melioration und Anpflanzung geeignetes Streueland festzustellen. Ähnliche Verhältnisse begegnen uns um Zürich.

Weil von Ödland vom Standpunkte der Nährfruchtversorgung aus die Rede ist, denke ich auch an die *Wälder.* Die Siedlungskunde kennt den Wald als höchst

[1]) Die Angaben stützen sich auf das internationale agrarstatistische Jahrbuch, herausgegeben vom internationalen landwirtschaftlichen Institut in Rom.

extensiven Nährraum. Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Waldes und seine Rolle im Haushalte der Natur sind zu bekannt, als dass man einer ansehnlichen Verminderung der schweizerischen Forste das Wort reden möchte. Wenn auch noch niemand erwiesen hat, dass gerade 900,000 Hektaren Wald — so gross ist das Forstareal der Schweiz — für das Wohlergehen unseres Landes unbedingt nötig sind. Namentlich ergibt das nähere Zusehen, dass die Besiedlung in bezug auf den Verlauf der Wald*grenze* nicht überall zweckmässig vor sich ging. Ein Beweis hierfür sind die zahlreichen, teils grossen Ebenenwälder, die mit ihrem vielfach sehr guten Boden und ihrer stadtnahen Lage denkbar beste Versorgungsgebiete ergeben würden. Bessere, als es die mühsam bewirtschafteten Bauerngütchen an den oft magern Hängen der Gebirgszüge sind und die naturgegebenes Waldland darstellen. Auf eine Korrektur der Waldgrenze im Sinne ausgiebigerer Nahrungsbeschaffung haben bis heute höchstens die Wirtschaftsgeographen hingewiesen. Sonst nahm männiglich die durch die Forstgesetze festgesetzten Zustände als etwas selbstverständliches hin.

Wie steht es mit der *Ausnützung des von der Besiedlung bereits erfassten Kulturlandes?* Gut im Vergleich zu vielen andern Wirtschaftsgebieten, aber doch noch nicht zum besten. Die Landwirtschaft des schweizerischen Flachlandes kämpft gegen Grundübel in der Grundbesitzverfassung, die aus frühern Siedlungsperioden, da die Wirtschaft auf andern Grundlagen ruhte, stammen, aber wegen ihrer tiefgreifenden Wirkung nur schwer beseitigt werden können. Ich meine die Güterzerstückelung, verbunden mit dem Gedrängtwohnen der Bauernbevölkerung. Ein Zustand, der die ausgedehnte Maschinenverwendung, eine richtige Pflege des Bauwesens und damit eine zweckmässige Bodenbewirtschaftung überhaupt ausschliesst, Verluste an Kulturland bedingt und dem viel beschäftigten Bauern seine kostbare Zeit wegnimmt. So schwerwiegend müssen diese Mängel durch ihre weite Verbreitung erscheinen, dass ihre Beseitigung ebenso als eine Angelegenheit der allgemeinen Landeskultur, also nicht nur der Bauersame, betrachtet werden muss, wie die Verbesserung der *Alpwirtschaft*, die weite Teile unseres Landes begreift, und auf die sich der wichtigste Zweig unserer Urproduktion stützt. Unserer in Hast lebenden Generation, die den Blick nur auf das Grosse des Weltverkehrs und die internationale Industrie zu richten gewohnt war, hat bis jetzt trotz der wachsenden Begeisterung für die Gebirgswelt wenig Sinn dafür gezeigt, dieser mit schweren Siedlungsbedingungen (Mangel an guten Verkehrswegen und Unterkunftsmöglichkeiten, Meliorationsbedürftigkeit der Weiden usf.) kämpfenden Alpbevölkerung ihr Dasein zu erleichtern, wodurch die Auswanderung vieler tüchtiger Kräfte vermieden werden könnte.

Nicht nur befriedigt der Nährraum der schweizerischen Bevölkerung und dessen Ausnützung nur unvollkommen, es ist mit Vorkommnissen zu rechnen, die uns in dieser Richtung noch *einengen*. Ich denke beispielsweise an den Bau von Kraftwerken und den Schaden, den sie dem Kulturboden zufügen. Das Bedürfnis, die heimischen Wasserkräfte für den Betrieb der Industrie und des Verkehrs auszunützen, hat in den letzten Jahren manche Projekte für Kraftanlagen entstehen lassen; eine Reihe von ihnen sind ausgeführt worden. Soweit solche Werke im öden Gebirge zustandekommen, geben sie der Landwirtschaft zu keinen Bedenken Anlass; denn die hier gewonnene Kraft kommt auch ihr zugute. Wo aber in der Kulturregion Kraftwerke durch ihre Stauseen so und so viele Bauerngewerbe vernichten, da läuft kein unbeträchtlicher Schaden für die Volkswirtschaft mit. Wer würde sich bei dieser Gelegenheit nicht des Beispiels vom Sihlseeprojekt erinnern, das in den nächsten Jahren verwirklicht werden soll? 1100 Hektaren Boden werden hier unter Wasser gesetzt; viele Familien verlieren ihre Heimstätten, hunderte von Wirtschaftseinheiten werden gestört. Und weiter: Wer erinnert sich nicht der beweglichen Klagen der Anwohner unserer Voralpenseen über den schädlichen Einfluss der Seestauungen, die in den letzten Wintern zur Förderung der Kraftgewinnung erfolgten, ferner an die Beeinträchtigung, die dem Kulturlande durch den Ausbau der Verkehrswege, der Städte und Ortschaften fortgesetzt geschieht? Wobei wohl zu beachten ist, dass das Gelände um jede Fabrik herum, das Terrain zwischen den Häuserblöcken, jahrelang, bevor es für den Ausbau verwendet wird, als „Spekulationsland" öde daliegt. Die Flächen, die in dieser Weise der Bodenkultur entzogen werden, sind viel grösser, als man gemeinhin glaubt. Für den Kanton Zürich beispielsweise berechnete man *1910* 1.8 % der Gesamtfläche als von Haus, Hofraum usw. in Anspruch genommen.

Die *Wohnverhältnisse* eröffnen uns neue Unzulänglichkeiten. In verhältnismässig kurzer Zeit ist die Schweiz aus einem Agrarland ein Industriestaat geworden. Im Gegensatz zur früheren Hausindustrie, welche die Bevölkerung dezentralisiert beliess, häufte die rapid anwachsende Fabrikindustrie in den letzten Jahrzehnten an verhältnismässig wenigen Punkten grosse Menschenmassen an. Die 1,360,000 Einwohner, um welche die Bevölkerungszahl der Schweiz seit 1850 zugenommen hat, verteilten sich auch nicht annähernd gleichmässig über das Land. Das riesige Anwachsen einer Reihe schweizerischer Industrieplätze und ihrer Vororte ist bekannt.

So zählten Einwohner:

| | 1850 | 1910 |
|---|---|---|
| 1. *Die Stadt Winterthur* | 5,341 | 25,250 |
| Ihre Vororte: | | |
| Töss | 1,732 | 5,524 |
| Seen | 1,665 | 3,178 |
| Ober-Winterthur | 2,158 | 3,609 |
| Veltheim | 721 | 5,019 |
| Wülflingen | 2,034 | 3,804 |
| 2. *Die Stadt Zürich* | 35,466 | 190,733 |
| Ihre Vororte: | | |
| Oerlikon | 476 | 5,835 |
| Seebach | 806 | 4,198 |
| Affoltern | 786 | 2,044 |
| Altstetten | 959 | 5,356 |
| Schlieren | 689 | 2,675 |
| Albisrieden | 575 | 1,778 |
| Höngg | 1,508 | 3,719 |
| 3. *Die Stadt Biel* | 3,589 | 23,679 |
| Ihre Vororte: | | |
| Madretsch | 475 | 3,918 |
| Mett | 622 | 1,557 |
| 4. *Die Stadt Basel* | 27,844 | 132,276 |
| Ihre Vororte: | | |
| Münchenstein | 1,202 | 2,907 |
| Birsfelden | 1,416 | 4,857 |
| Allschwil | 1,215 | 3,911 |
| Arlesheim | 936 | 1,952 |
| Muttenz | 1,704 | 2,703 |
| Pratteln | 1,445 | 3,251 |
| 5. *Die Stadt Genf* mit Aussengemeinden | 42,127 | 123,153 |
| Ihre Vororte: | | |
| Plainpalais | 6,597 | 30,016 |
| Eaux-Vives | 4,180 | 17,580 |
| Chêne-Bougerie | 1,258 | 2,758 |
| Petit-Saconnex | 1,817 | 9,310 |

Und wie siedelten sich die neuen Bevölkerungsmassen an? So wie es der Zufall gab, ohne Plan, ohne Voraussicht in spätere Verhältnisse. Fabriken vergrösserten sich, neue wurden gegründet. Die Unternehmungen traten zu den Arbeitnehmern lediglich in ein geldwirtschaftliches Verhältnis. Die Sorge um die Beschaffung der Nahrungsmittel konnte man der hoch ausgebildeten Verkehrswirtschaft, die sich mehr und mehr auf die Zufuhren aus dem Auslande stützte, überlassen. Auch die Beschaffung der Wohngelegenheit blieb der privaten Initiative anheimgestellt. So entwickelten sich jene misslichen Zustände, die allerwärts mit dem Vorortsproblem verknüpft sind: Überhohe Bodenpreise, Entstehung zu eng bebauter Quartiere mit meistens unschönen und schlechten Mietshäusern, finanzielle Überlastung der hiervon betroffenen Gemeinden. Wohl errichteten gelegentlich industrielle Unternehmungen Gruppen von Wohnstätten für ihre Arbeiter. Leider aber, ohne viel Sinn für ein freundliches Heim zu bekunden. Man sehe nur in die in den 80er und 90er Jahren entstandenen Wohnkolonien in der Nähe mancher Fabriken. Zumeist Häuser ohne jeden architektonischen Geschmack, eines wie das andere nach dem gleichen Plan, ohne grössere Gärten, ohne Einrichtung für eine Kleinlandwirtschaft. Dass einmal eine Zeit kommen möchte, wo die Organisation der Arbeitszeit, die Forderungen der Ethik und Hygiene, wirkliche Heimstätten zu schaffen, die auch die Industriebevölkerung wieder mit der allein ernährenden Scholle verbindet, als selbstverständlich vorsieht, erkannte man damals nicht. Auch das nicht, dass durch die richtige Ausnutzung der Verkehrsmittel die in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung schädliche Anhäufung der Bevölkerung vermieden werden sollte. Wohl hat es in dieser Beziehung in den letzten Jahren stark gebessert. Da und dort nahm man die Gründung von Eigenheimen, Gartenstädten, und wie diese Neusiedlungen alle heissen mögen, an die Hand. Aber man fasste das Übel immer zu wenig radikal an. *Man baute lediglich und siedelte nicht.* Wohnkolonien an der Peripherie der Städte, die sich auf den Plänen als ideale Gartensiedlungen ausnahmen, schrumpften in Wirklichkeit immer wieder zu mehr oder weniger schönen Häuserhaufen, die der ernährenden Scholle entbehren, zusammen. Verhältnismässig stadtnahe Ödländer mit landreichen Heimstätten zu besiedeln, den Nachteil der grossen Entfernung durch den Ausbau des Vorortsverkehrs zu beheben, hierfür wurde auch nicht ein Versuch gemacht. Und doch würde es für ein solches Vorgehen nicht an praktischen Vorbildern gefehlt haben. Wer Gelegenheit hatte, die Wirtschaftsentwicklung im Umkreis unserer Industrieorte durch Jahre hindurch zu verfolgen, dem konnte es nicht entgehen, dass ein starkes Verlangen nach kleinen Landgütchen durch die Industriebevölkerung ging. In der Gemeinde Wülflingen bei Winterthur z. B. nehmen die selbständigen Bauernbetriebe von Jahr zu Jahr ab. Wo ein solcher feil wird, erkauft ein Arbeiter die Gebäulichkeiten mit einigem Land, um ein Heim und eine Nebenerwerbsquelle zu haben. Das übrige Land wird von den benachbarten Berufslandwirten zu Abrundungszwecken erworben. Heute schon sind die berufsmässigen landwirtschaftlichen Gewerbe in der Minderzahl. Es wäre interessant, diese Entwicklung in weitern Gebieten systematisch zu verfolgen. Leider

gibt die Betriebszählung von 1905 hierfür keine Anhaltspunkte, da die Betriebe, deren Ausmass die halbe Hektare nicht erreicht, damals überhaupt nicht gezählt wurden. Die bittere Notwendigkeit der Dezentralisation in der Besiedelung haben die Erfahrungen der Kriegszeit vollends dargetan. In Zeiten gehemmter Zufuhr mag die Versorgungstechnik noch so gut organisiert sein, sie wird die Bevölkerung der grossen Orte nie befriedigen können. Wo Hunderttausende von Menschen ohne eigene Beziehungen zum Boden sich niederlassen, da wird die Nahrungsmittelversorgung schwer, so schwer, dass menschliches Können versagen muss. *Dass man die Siedlung der Industriebevölkerung sich selbst überliess, nicht planmässig mit öffentlichen Massnahmen eingriff, nicht Heimstätten mit Eigenversorgung, sondern bloss Wohnstätten, schuf, ist meines Erachtens einer der grössten Fehler der bisherigen Wirtschaftspolitik.* Bei uns und anderwärts.

Grosse Teile unserer Industriebevölkerung wohnen unzweckmässig. Auf dem Lande ist es besser. Doch bleibt auch hier zu wünschen übrig. Das für heutige Zustände unwirtschaftliche Dorfwohnen wurde bereits erwähnt. Die Wohnverhältnisse selbst sind im ganzen besser als vielerorts im Auslande. Immerhin da und dort auch für einfache Ansprüche wirklich zu primitiv, namentlich für die ländlichen Dienstboten. Die Baufrage wird weit herum schlecht gelöst. In falsch verstandener Anpassung an städtische Methoden und ohne Rücksicht auf den Heimatschutz.

## III.

Die Hinweise auf triftige Mängel in der Benützung des Schweizerbodens als Wohn- und Nährraum geben die Richtlinien zu einem eigentlichen *Programm* der heimischen Innenkolonisation.

Wir wollen unsere Ernährungsverhältnisse durch grössere Erzeugung verbessern. Also müssen wir zunächst an die *Erschliessung der Ödländer* denken. Sie hat schon lange eingesetzt, war eigentlich von Anfang an mit der Siedlungstätigkeit verbunden. Doch kommt es auf den Umfang der Meliorationswerke an. Flussverbesserungswerke wie das Eschers von der Linth vor einem Jahrhundert haben gute Grundlagen zur Ödlanderschliessung geschaffen. Tatsache ist aber, dass in der Zeit, da die Schweiz in den Zustand starker Industrialisierung und Bevölkerungszunahme hineinging, es also besonders notwendig wurde, die heimische Scholle fruchtbarer zu machen, grosse Flächen kulturunerschlossen liegen blieben. Man hat ja schon vor dem Kriege ansehnliche Entwässerungswerke durchgeführt. Namentlich seit den Neunzigerjahren, da der Staat anfing, solche Unternehmungen zu unterstützen. Einzelne Kantone, so Bern, verstunden es auch vortrefflich, die Sträflingsarbeit zu eigentlichen Kolonisationswerken auf Ödland zu verwerten (Witzwil!). Wirklich grosszügig war unser Meliorationswesen trotzdem nicht. Gewisse Kantone subventionierten Entwässerungswerke höchst unzulänglich und gingen damit der durch die Kantonsleistungen bedingten Bundeshülfe verlustig. Der Kanton Schwyz unterstützt noch heute Meliorationswerke nur mit Beträgen bis zu 1000 Franken. Dass so nichts Erspriessliches entstehen kann, versteht sich am Rande. Zu erwähnen ist auch der Umstand, dass Meliorationswerke zu sehr durch privatwirtschaftliche Erwägungen gehemmt waren. Durch den Rückgang des Ackerbaues wurden Streumaterialien in den Viehzuchtbetrieben ausserordentlich wertvoll. Rietland wurde dementsprechend oft besser bezahlt als Kulturboden. Die Anregung, im Interesse finanziell erfolgreicherer Wirtschaft zu drainieren, fiel damit dahin. Auch das ist zu sagen, dass zwischen den Gewässerkorrektionen und der Kulturtechnik der Zusammenhang fehlte. Da wendete man Hunderttausende von Franken auf für die Vorflutbeschaffung in Talböden und griff ein neues Kanalisationswerk auf, bevor am ersten Orte die Einzelentwässerung durchgeführt war. So unterblieb die Fruchtbarmachung des Bodens, welche erst den ganzen Kostenaufwand lohnt. Als Beleg kann die heute noch erst kanalisierte Linthebene dienen.

Die Kriegszeit mit ihrer Nahrungsmittelknappheit liess unser Meliorationswesen in verstärktem Masse in die Erscheinung treten. Die hohe Konjunktur in der Landwirtschaft gab manchem Grundbesitzer die Anregung, mit der Verbesserung seines Bodens Ernst zu machen. Bei der Dringlichkeit des Selbstversorgungsproblems wurde auch die Opferwilligkeit des Staates grösser. Der Kanton Zürich, der mit seiner zahlreichen Bevölkerung besondere Ursachen zur Produktionssteigerung hat, legte im Jahre 1917 einige hundert Hektaren, teils unter Heranziehung von Hülfsdienstpflichtigen trocken. Die wirklich grossen Ödländer harren heute noch der Erschliessung. Sie in absehbarer Zeit durchzuführen, muss um so mehr nächstliegende Aufgabe einer zielbewussten Innenkolonisation sein, als von einer eigentlichen Verkehrsentlegenheit bei allen Gebieten nicht gesprochen werden kann.

Mit dem Meliorationswesen sind die weitern Probleme der Innenkolonisation unmittelbar verknüpft. Eines ist die *Neugründung von Bauernsiedelungen.* Hierfür ist namentlich in den städtefernen Meliorationsgebieten reichlich Raum vorhanden. An der Thur zum Beispiel hat es grosse, als Streuland oder Buschwald benutzte Uferstrecken, Gemeindeländereien, die wirtschaftlich bedenklich wenig abtragen und die von ihren Besitzern tatsächlich auch nicht hoch eingeschätzt

werden. Da Bauernhöfe zu schaffen, müsste in jedem einzelnen Falle eine volkswirtschaftliche Wohltat sein. Nicht nur wegen der Neugewinnung von Kulturland, sondern auch deshalb, weil diese neuen Wirtschaftseinheiten mit weniger Aufwand mehr leisten als die zerstückelten alten Dorfgüter. Und was wäre eine solche Siedlungsaktion in der Rhoneebene des Wallis mit dem sommerwarmen Klima? Hier, wo der ebene Boden bis jetzt kümmerlichen Ertrag als Streuallmend ergab, während die schwer zugänglichen Berglehnen im Laufe der Zeit mit unendlicher Mühe einer primitiven Viehwirtschaft mit einigem Acker- und bedeutendem Weinbau erschlossen wurden. Maschinenbewirtschaftete Einzelhöfe im Ausmass von 10—20 Hektaren könnten in der Talsohle zu Dutzenden geschaffen werden und würden die Produktion dieser Landschaft gewaltig verbessern. Nicht nur das. Der Kleinbauernstand, eine Hauptgrundlage in der Volkswirtschaft, würde erfreulichen Zuwachs erfahren.

Eine fernere Aufgabe der Innenkolonisation ist die *Umsiedlung von Landwirten* aus Gebieten, die von Kraftanlagen oder andern kulturbodenvernichtenden Werken betroffen werden. Vorhin wurde das Sihlseeprojekt erwähnt. Hergebrachter Übung gemäss beabsichtigt man wohl zuständigenorts, diese Bauern zwangsweise auszukaufen. Das Verfahren ist teuer, muss man doch bei Expropriationen in der Regel mit Entschädigungen, die bis zu dem doppelten Wert gehen, rechnen. Was hilft dem Einsiedlerbauer das Stümplein Geld, wenn er keine Existenz, kein Heim mehr hat? Er wird wie schon so viele schweizerische Gebirgsbewohner auswandern. Dem einen wird es in der Fremde besser, dem andern schlechter gehen, glücklich werden sie, deren ganze Eigenart und deren ganzes Streben auf die heimatliche Scholle zugeschnitten war, allesamt nicht. Der Schweiz dagegen wird ein tüchtiges Stück Volkskraft verloren gehen. Wäre es nicht besser, man würde diesen Leuten unter gleichen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen, aber in der Nähe, einen neuen Wirkungskreis bieten? Mit andern Worten: Man würde die Schwyzer Ödländer an der Linth, am obern Zürichsee, bei Rotenthurm, bei Studen, zwischen Brunnen und Schwyz urbarisieren, in neuzeitlichem Sinne mit Einzelhöfen besetzen und sie den Bauern des Sihlseegebietes zuweisen. Diese Streueländer — sie machen um die 1000 Hektaren aus — würden mehr als ausreichen, das Enteignungsproblem des Sihlseeprojektes und anderer Schwyzerwerke in volkswirtschaftlich zweckmässiger Weise zu lösen. Um so besser würde das in diesem Falle möglich sein, als der Bund es ist, der in den Kraftwerken für seine Bahnen Energie gewinnen will, als es auch der Bund ist, der für die grossen Meliorationsprojekte ohnehin die Hauptgrundlagen beschaffen muss. Dies eine bezeichnende Beispiel der Umsiedlung von Berufslandwirten würde für weitere ähnliche Werke im Schweizerlande als Vorbild dienen. Die beigegebene *Kartenskizze I* soll die Umsiedlungsmöglichkeiten im Kanton Schwyz illustrieren.

Weil gerade von Berufslandwirten, insbesondere im Gebirgslande, die Rede ist, soll ein anderer Betriebszweig unseres Wirtschaftslebens im Zusammenhange mit der Innenkolonisation Erwähnung finden: *die Alpwirtschaft.* „Unsere Alpwirtschaft ist eine Sache des ganzen Volkes", so hat sich vor einiger Zeit *Hans Moos* geäussert, und er hat damit den Nagel auf den Kopf getroffen. Aus der Alpenwelt holt sich unser Volk wichtige Nahrungsmittel, Vieh für den Export. In der Alpenwelt erholt sich unser übermüdeter Städter von der Hast des Tages, frischt sich ein gut Teil unseres Volkes auf. Sollte da nicht männiglich für die Verbesserung der Lebensverhältnisse im Gebirge einstehen? Opferwillig sich zeigen, wenn der Staat mithelfen will an der Ausführung von Urbarisierungen, Strassenbauten, der Errichtung von Bergschulen, fachlichen Lehranstalten? Oder gar durch eigenes Dazutun eingreifen, um dem Älpler, der in diesen Grenzgebieten der Ökumene einen schweren Kampf mit den Naturgewalten führt, das Dasein zu erleichtern? In dieser Beziehung ist bis jetzt viel vernachlässigt worden. Wohl hat ja die Fremdenindustrie viel neues Leben und Verdienst in unsere Berge hineingebracht. Man wurde bei dieser Gelegenheit auf die Existenzbedingungen der dortigen Bevölkerung aufmerksam. Aber wo man für Verbesserungen eintrat, geschah es vielfach im Interesse des Fremdenverkehrs als solchem, nicht in jenem des ursprünglichen Wirtschaftslebens. So bedurfte es unter anderm der Beziehungen, die die Grenzbesetzungszeit zwischen dem Tessin und der übrigen Schweiz schuf, um allgemein zu erkennen, wie hart früher beispielsweise das Leben der Bevölkerung des Dorfes Indemini war, die, sozusagen von der Welt abgeschnitten, erst durch den bekannten Strassenbau befriedigende Verkehrsverhältnisse erhielt. Was man aus unsern Alpen machen kann, zeigen ja viele prächtige Berggüter in Gegenden, wo die Bevölkerung durch Eigeninitiative seit langem Verbesserungen herbeiführt. Die leider viel zu wenig beachteten Berichte der schweizerischen Alpstatistik decken eine Fülle von Licht- und Schattenseiten in der Ausnützung des Kulturbodens auf. Sie zeigen, dass unsere Alpen, voll ausgenützt, noch viel besser als heute imstande wären, der Schweiz in der Viehzucht eine Vorzugsstelle zu verschaffen. Nicht nur das. Statt die Städter erst dann, wenn sie an Tuberkulose leiden, zur Erholung ins Gebirge zu schicken, würde es durch systematische Anhandnahme der Gründung von Ferienheimen auch den grossen

Schichten der werktätigen Bevölkerung möglich sein, den gesundheitlichen Schädigungen der Arbeit in Werkstatt und Schreibstube vorzugreifen.

Und die *Landbevölkerung der Ebene?* Deren Tätigkeit ist ja viel reichlicher als jene der Gebirgsbewohner, Gegenstand fördernder Massnahmen. Es kann nicht die Frage sein, die ganze Landwirtschaftsförderung in den Kreis der Innenkolonisation einzubeziehen. Behörden, Schulen, Anstalten allermöglichen Art arbeiten auf diesem Gebiete. Es gibt aber gewisse Missstände auch in der Flachlandwirtschaft, die der ganzen Urproduktion einen Hemmschuh anlegen, deren Beseitigung daher nicht nur das Interesse der Fachkreise, sondern der Gesamtbevölkerung erwecken muss. Von diesen Werken der *allgemeinen Landeskultur,* denen sich auch die Innenkolonisation annehmen muss, sind die Güterzusammenlegung und das ländliche Bauwesen — namentlich das Wohnwesen betreffend — bereits als besonders dringliche Aufgaben hingestellt worden. Mit allen Kräften wird sich die Innenkolonisation auch für die Bekämpfung der *Landflucht* ins Zeug legen, wird sie an der Erhaltung eines leistungsfähigen landwirtschaftlichen Nachwuchses arbeiten müssen. Dazu gehört vieles. Dazu gehört die richtige Aufklärung unter der Jugend über den Bauernberuf. Dazu gehört die allgemeine praktische und schulmässige Ausbildung des landwirtschaftlichen Nachwuchses. Schliesslich die Einräumung einer Preisgestaltung für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, welche den in der Landwirtschaft Tätigen ein Auskommen sichert, das den Vergleich mit der Industrie aushält.

Die Hauptarbeit wird die schweizerische Innenkolonisation in der Sorge um die Ernährung und das Wohnen der *Industrie-* und *Städtebevölkerung* zu suchen haben. Ist es doch die Industrialisierung, welche innenkolonisatorische Bestrebungen in unserem Lande ins Leben ruft. Demgemäss muss man das Übel an der Wurzel fassen: das Wachstum der grossen Orte dezentralisieren und die nichtlandwirtschaftliche Bevölkerung mit der Scholle in Verbindung bringen. Wie kann das geschehen?

Einmal durch die Förderung der *Gartenbaubewegung* im Umkreis der Städte. Diese Bewegung ist alt. Zugleich mit dem Werden der grossen Bevölkerungsmittelpunkte hat sie sich Bahn gebrochen. Denn es entspricht ganz dem Thünenschen Intensitätsgesetz, dass der Gartenbau, die intensivste Form der Landwirtschaft, mit zunehmendem Wachstum der Städte einen immer grösseren Kreis um diese zieht. Doch ist es nicht so, dass alle Städte eine im Verhältnis zur Bevölkerungszahl gleich grosse Gartenfläche hätten. Für einige Stadtgemeinden der Schweiz beispielsweise ergab die 1917er Anbaustatistik folgende Areale. Es hatten Gemüseland auf den Einwohner:

| | Quadratmeter |
|---|---|
| Die Stadtgemeinde Winterthur . . . | 32.1 |
| „ „ Zürich . . . . | 13.3 |
| „ „ Basel . . . . . | 14.5 |
| „ „ Genf mit Vororten | 14.6 |
| „ „ Lausanne . . . | 12.8 |
| „ „ St. Gallen . . . | 3.0 |
| „ „ Biel . . . . . | 29.0 |
| „ „ La Chaux-de-Fonds | 7.6 |

Man muss berücksichtigen, dass vor dem Kriege die Gartenbauareale kleiner waren, ferner, dass sie im Herbst 1917 und im Frühjahr 1918 eine bedeutende Erweiterung erfuhren. Für diese Vermehrung liegen uns zuverlässige Ziffern aus dem Kanton Zürich vor.

| Es hatten Gartenland: | 1917 Aren | 1918 Aren |
|---|---|---|
| Die Gemeinde Winterthur . . . | 4,456 | 5,077 |
| „ „ Uster . . . . . | 1,400 | 2,100 |
| „ „ Rüti . . . . . | 1,380 | 1,969 |
| „ „ Wald . . . . . | 1,224 | 1,779 |
| „ „ Horgen . . . . . | 344 | 567 |
| „ „ Stäfa . . . . . | 900 | 1,370 |
| „ „ Affoltern bei Zürich | 1,926 | 2,573 |
| „ „ Schlieren . . . . | 2,131 | 2,819 |

Die behördlich veranlassten Mehranbauaktionen betrafen ausser dem Ackerbau der Berufslandwirte namentlich auch den städtischen Gartenbau. Vom Standpunkte der Nahrungsmittelversorgung aus war es erfreulich, zuzusehen, wie letztes Frühjahr Ziergärten systematisch abgesucht und in Nutzland umgewandelt wurden. Jedenfalls ist mit diesen Bestrebungen meistenorts die obere Grenze erreicht worden. Für die Innenkolonisation gilt es also lediglich, diesen städtischen Gartenbau zu erhalten, das Pflanzlandsystem so einzurichten, dass weder innerhalb der Stadt noch vor ihren Toren brach liegendes Gelände, wie man das früher so häufig bei den Bauterrains sah, gibt. Einzelne Städte, wie z. B. Winterthur, pflegen seit Jahren eine hervorragende Püntenwirtschaft. Sie trägt in diesen Zeiten knapper Versorgung reichliche Früchte. Natürlich müssen die Massnahmen zum Ausbau des Pflanzlandsystems auf die Verhältnisse Rücksicht nehmen. Wo die Gärten eine halbe Stunde oder noch weiter von der Wohnstätte entfernt zu liegen kommen, da wird ihre Bewirtschaftung unlohnend, namentlich dann, wenn nicht ein guter Vorortsverkehr den Zugang erleichtert. Auch hat es keinen Sinn, Land für die Püntenwirtschaft gut gepflegten Milchwirtschaftsbetrieben vor der Stadt wegzunehmen. In dieser Beziehung ist in der Zwangsmehranbauaktion des letzten Jahres da und dort gesündigt worden. Besonders dann, wenn gut gepflegtes Wiesland in die Hände ungeübter

Neulinge des Gartenbaues kam. Hand in Hand mit der Zuweisung von Pflanzland an die städtischen Familien muss eben deren gartenbauliche Ausbildung durch Kurse und praktische Anweisung gehen. Ist diese Forderung erfüllt, dann allerdings können die Familiengärten, auch wenn sie unter die mittlere Grösse von zwei Aren herabsinken, eine Quelle reichlicher Selbstversorgung nicht nur, sondern auch eine solche der innern und äussern Gesundung der Stadtbevölkerung werden.

Den Eigenbedarf deckt der Gartenbau der Industriebevölkerung jedoch bei weitem nicht. Es muss noch mehr Land her, das intensiv bewirtschaftet wird. Und da greife ich wieder auf die wiederholt erwähnten Ödländer zurück. Weil sie aber zum Teil entfernt liegen, und ihre Erschliessung allein ein gewaltiges Stück Arbeit und Geld erfordert, tut's hier die Kraft des einzelnen Kleinlandbauern nicht. Besser führt der *Regieanbau durch Industriebetriebe und Gemeindeverwaltungen* zum Ziel. Dieses Gebiet wurde bis jetzt allzusehr vernachlässigt. Und doch würde es z. B. für industrielle Unternehmungen von jeher nahe gelegen haben, mit der Zunahme der Arbeiterzahl sich ausser um die Frage der Entlöhnung um jene der Versorgung, namentlich im Hinblick auf Hemmungen in der Zufuhr, zu bekümmern. Jeder aus dem Auslande zuwandernde Arbeiter erschwerte die Landesversorgung, auch wenn noch so gut prosperierende Industrien da waren, die ihn beschäftigten und entlöhnten.

Aus der Erwägung heraus, dass, nachdem die Landwirtschaft mit der Ausdehnung des Nährfruchtbaues am Ende ihrer Kräfte angelangt war, auch für die Industrie die Aufgabe erwachse, an der Urproduktion mitzuhelfen, erstund in der Schweiz im letzten Sommer die Bewegung der „industriellen Landwirtschaft". Diese Bewegung, von der später noch die Rede sein soll, setzt sich besonders die Urbarisierung und Intensivbebauung von Streurietern durch Fabrikunternehmungen zum Ziele. Indem man die Interessenten absichtlich auf diese für den Nährfruchtbau unbenutzten Gebiete hinwies, arbeitete man einer andern volkswirtschaftlich weniger vorteilhaften Bewegung systematisch entgegen: dem Zusammenkaufen von selbständigen Bauerngütern durch Nichtlandwirte. Denn nur beim erstern Vorgehen kommt unter allen Umständen eine bedeutende Mehrproduktion zustande.

So schwere Hindernisse die industrielle Landwirtschaft zu überwinden hat — Land, das durch alle Siedlungsperioden hindurch öd liegen blieb, kann nicht von heute auf morgen in Gärten verwandelt werden —, kann sie doch schon jetzt mit ansehnlichen Ergebnissen rechnen. Manches Riet ist für ein Urbarisierungswerk in Angriff genommen worden, auf das man für absehbare Zeit nicht zu hoffen wagte. Die Berufslandwirte, die bis anhin derlei Werke an die Hand nahmen, sind durch den Nährfruchtanbau auf ihrem Kulturland über und über in Anspruch genommen worden. Viele Ödländer — sie wurden früher erwähnt — sind auch zu gross, als dass die Kräfte der anwohnenden Berufslandwirte ihre Erschliessung für die Kultur zu bewältigen vermöchten. Dass der oben erwähnte Regieanbau auf die Nahrungsmittelversorgung der Industriebevölkerung einen bedeutenden Einfluss auszuüben vermöchte, tun beispielsweise die Verhältnisse im Kanton Zürich dar. Nehmen wir unter den dortigen Ödländern nur die wichtigsten vorweg, ein Gebiet von etwa 2000 Hektaren, so könnte durch deren Bepflanzung die Kartoffelanbaufläche des Kantons (heute 4750 Hektaren) um nahezu die Hälfte vermehrt werden. Und bei der Betrachtung der Schweiz als Ganzes ergibt sich ein ähnlich günstiges Verhältnis.

Schliesslich bleibt noch eine Hauptarbeit der Innenkolonisation zu erwähnen: *die Ansiedlung der Städte- und Industriebevölkerung.* Die ungünstigen Folgen des Gedrängtwohnens sind so allgemein erkannt, die Versorgung der Grossstadt hat sich in der Kriegszeit als so schwieriges Problem erwiesen, dass die Dezentralisation der Industrieorte als eine dringliche Aufgabe der Innenkolonisation betrachtet werden muss. Umsomehr, als eine Regelung der Arbeitszeit in der Industrie bevorsteht, die den Arbeiter nicht mehr in die Nähe seiner Wirkungsstätte bannt. Um so mehr, als die bevorstehende Elektrifikation des Bahnverkehrs die Zugänglichkeit auch entfernterer Wohnorte hebt. Die Zeit der planlosen Städtevergrösserung soll vorbei sein. Der Grundsatz muss aufkommen, dass nur eine Siedlungspolitik auf die Dauer volkswirtschaftlich wertvoll sein kann, die sozusagen jeder neu hinzukommenden, nicht landwirtschaftlichen Familie Gelegenheit gibt, ein eigenes Heim zu bewohnen, dass je nach den Verhältnissen (Grösse der Familie, Beruf, Möglichkeit der Versorgung aus einem Regieanbau) bloss eine Gartenwohnstätte mit einigen Aren Land oder aber ein eigentliches Landgütchen darstellen kann. Diese Forderung muss um so weniger als Utopie erscheinen, als die meisten schweizerischen Industrieorte heute noch unerschlossene Ländereien, die sich für die Anlage solcher Wohnkolonien eignen, in der Nähe haben. Eine Behelligung der selbständigen Bauerngewerbe braucht also nicht stattzufinden. Der Verkehr lässt sich unschwer so ausbauen, dass auch stundenweit entfernt liegende Gründe erschlossen werden können. „Ihr sollt ansiedeln und nicht nur bauen." Diese Mahnung erscheint uns gerade heute um so mehr am Platze, als unter den Vorschlägen zu sozialen Reformen, die jetzt wie Pilze aus dem Boden schiessen, die Bekämpfung der Wohnungsnot mit in

den Vordergrund gestellt wird. Und wie früher scheint auch heute das Bestreben obzuwalten, diese Massnahme so anzupacken, dass man den städtischen Quartieren neue anschliessen will. Dieses Verfahren mag im Augenblick befriedigen, genügt aber auf die Dauer nicht. Das kann nur die *weiträumige Landbesiedlung.*

Dass diese weiträumige Landbesiedlung nichts Unmögliches ist, sei gleich an konkreten Hinweisen dargetan. Die *Stadt Winterthur* hat, wie die beigegebene *Kartenskizze II* erweist, in verhältnismässiger Nähe beträchtliche Ödländer liegen. So bei Oberwinterthur, nahe Seuzach-Hettlingen, im Weihertal-Wülflingen. Einmal urbarisiert, würden diese Grundstücke denkbar beste Siedlungsräume ergeben. Heimstätten verschiedener Grösse, von einer halben bis drei Jucharten — erstenfalls nur mit Gartenbau, letzernfalls dazu mit Kleinviehzucht verbunden — liessen sich hier schaffen, die ihren Bewohnern Gelegenheit gäben, leicht ihre Arbeitsstelle zu erreichen und die freie Zeit nützlich und in Musse zuzubringen. Landkomplexe von nur 50 Jucharten würden so die Anlage einer *geschlossenen Wohnkolonie,* deren Ausführung natürlich nach bestimmtem Plane und unter Verwendung praktisch und ästhetisch geeigneter Bautypen zu erfolgen hätte, gestatten. Geschlossene Wohnkolonien auf Neuland zu gründen, ziehe ich der Durchmengung bäuerlicher und industrieller Wohnniederlassungen, wie sie sich bis anhin bewerkstelligte, da kein bestimmter Siedlungsplan verfolgt wurde, vor. Denn nur so kann in der Organisation der Wohn- und Wirtschaftseinheiten den grundsätzlich verschiedenen Bedürfnissen der beiden Berufsgruppen Rechnung getragen werden, wird namentlich kostbarer Kulturboden nicht vergeudet. Weil die zu besiedelnden Landstrecken auseinander liegen, würden sich die neuen Siedlungen zwangslos in das Landschaftsbild einfügen, vermittelten den Bewohnern ein wirkliches Landleben. Das Vorstadtproblem mit all seinen ungünstigen Folgen müsste verschwinden.

In *Zürich* liegt die Sache noch eher günstiger. Dort sind gleich grosse, zusammenhängende Ödlandkomplexe in der Richtung gegen Dübendorf, Uster und Oberglatt vorgelagert. Für Hunderte von Heimstätten im oben erwähnten Sinne ist Raum gegeben. Die Kolonien in unmittelbare Stadtnähe zu bringen, würde einfach den Ausbau bereits bestehender Verkehrslinien nötig machen.

Angaben über die Anlagen solcher Wohnkolonien im einzelnen zu machen, erübrigt sich für diese programmatische Darstellung. Das sei indessen schon heute hervorgehoben, dass in der Gestaltung der Siedlungen praktische Erfordernisse massgebend sein sollen. So beispielsweise, dass die den einzelnen Wohnstätten zugewiesenen Ländereien nicht unnötig der mühevollen Handarbeit ausgeliefert sein müssen. Der motorischen Arbeitskraft gehört die Zukunft auch des Landbauers. Mit einiger Überlegung lassen sich die Wohnhäuser einer Kolonie so gruppieren, dass sie das zu bebauende Land frei lassen, damit es ungehindert maschinenmässig bearbeitet werden kann. Dem das Schöne und den Heimatschutz hebenden Architekten bleibt ebenfalls ein dankbares Stück Arbeit. Die schablonenhafte Anordnung der Siedlung soll vermieden werden. Jedes Gütchen habe ausgeprägt individuellen Charakter. Was schliesslich ebenfalls wichtig ist: Für die Niederlassung der Industriebevölkerung werde eine Rechtsform gewählt, die den Arbeiter nicht in der Freizügigkeit behindert.

## IV.

Die *Durchführung der schweizerischen Innenkolonisation* hat, wie aus dem Vorangegangen ersichtlich ist, seit langem eingesetzt. Die vor Jahrzehnten eingeleitete, von Bund und Kantonen unterstützte Meliorationstätigkeit, die Püntenwirtschaft der Stadtverwaltungen, gelegentliche Siedlungsversuche durch Industrieunternehmungen und Gemeindeverwaltungen waren Anfänge. Die Kriegswirtschaft hat mit ihren zwangsmässigen Mehranbauaktionen, die grösstenteils von der berufsmässigen Landwirtschaft übernommen und von ihr mit Erfolg gelöst wurden, die Bestrebungen in beschleunigtem Masse fortgeführt. *Jetzt ist der Augenblick gekommen, durch eine systematische, grosszügige Innenkolonisationstätigkeit die wertvollen Grundlagen auszunützen und damit gleichzeitig den Forderungen gerecht zu werden, welche die neue Zeit an die sozialen Verbesserungen stellt.*

Die Nöte, welche die Innenkolonisation bekämpfen will, sind aus der Industrialisierung herausgewachsen. Aus den Kreisen der Industrie muss daher die Anregung zur Schaffung besserer Zustände kommen: sie wird in Verbindung mit andern Berufsgruppen und dem Staate die Hauptarbeit in der Durchführung des Programms der Innenkolonisation leisten müssen.

Als ältestes Industriegebiet Europas ist *England* bekannt. Dort ist das Sichzusammendrängen der Bevölkerung in grossen Städten und Industrieorten mit allen seinen ungünstigen Folgeerscheinungen zuerst und in ausgeprägtester Form aufgetreten. Dort kam die Reaktion gegen die Missstände in der städtischen Entwicklung aus Industriekreisen heraus. Wenn anfänglich auch nur in einzelnen Vorkommnissen, so doch gleich in recht praktischer und für das Vorgehen in andern Ländern durchaus vorbildlicher Form. Ende der Achtzigerjahre verlegte der Seifenfabrikant Lever seine Fabrik in die Nähe von Liverpool und gründete gleichzeitig das Musterdorf Port Sunlight. Durch weiträumige Anordnung der im ländlichen Stil erbauten

Kleinwohnstätten und die Verbindung der Wohngelegenheit mit ausgiebigem Gartenbau wurde hier ein wirkungsvoller Gegensatz zum landesüblichen Gedrängtwohnen geschaffen. Andere Fabrikanten folgten mit ähnlichen Beispielen nach. Auf Grund dieser Vorarbeiten wurde im Jahre 1899 die englische Gartenstadtgesellschaft gegründet, die systematisch für den Abbau des Grossstadtlebens eintrat. Vor allem Industrielle, dann aber auch Architekten, Finanziers, Politiker aller Richtungen haben an der Tätigkeit dieser Vereinigung teilgenommen. Die Gründung der Gartenstadt Ledgeworth bei London und andere Siedlungswerke wurden von ihr veranlasst. Bei der Langfristigkeit und Schwierigkeit der Siedlungsaufgaben können diese Bestrebungen natürlich nur langsam zur Beseitigung des übertriebenen Städtewohnens auf der britischen Insel führen.

Am 5. Juli 1918 wurde in Zürich die „Schweizerische Vereinigung für industrielle Landwirtschaft" gegründet. Sie hat Wohlfahrtscharakter. Bis heute sind es gegen die 150 industrielle Unternehmungen aller Grössenkategorien, welche sich zusammenschlossen, um durch grosszügige Urbarisierungs- und Bebauungswerke die immer knapper werdende Nahrungsmittelversorgung der Arbeiterschaft zu verbessern. Auch waren diese Werke für den Fall, dass zufolge mangelhafter Rohstoffzufuhr oder anderer Umstände Arbeitsknappheit in den Betrieben eintreten sollte, als praktische Arbeitslosenfürsorge gedacht. Schon bei der Gründung wurden auch Siedlungsaufgaben ins Auge gefasst; bei den Schwierigkeiten indessen, mit denen das Bauwesen während des Krieges zu kämpfen hat, legte man sie auf spätere Zeiten zurück.

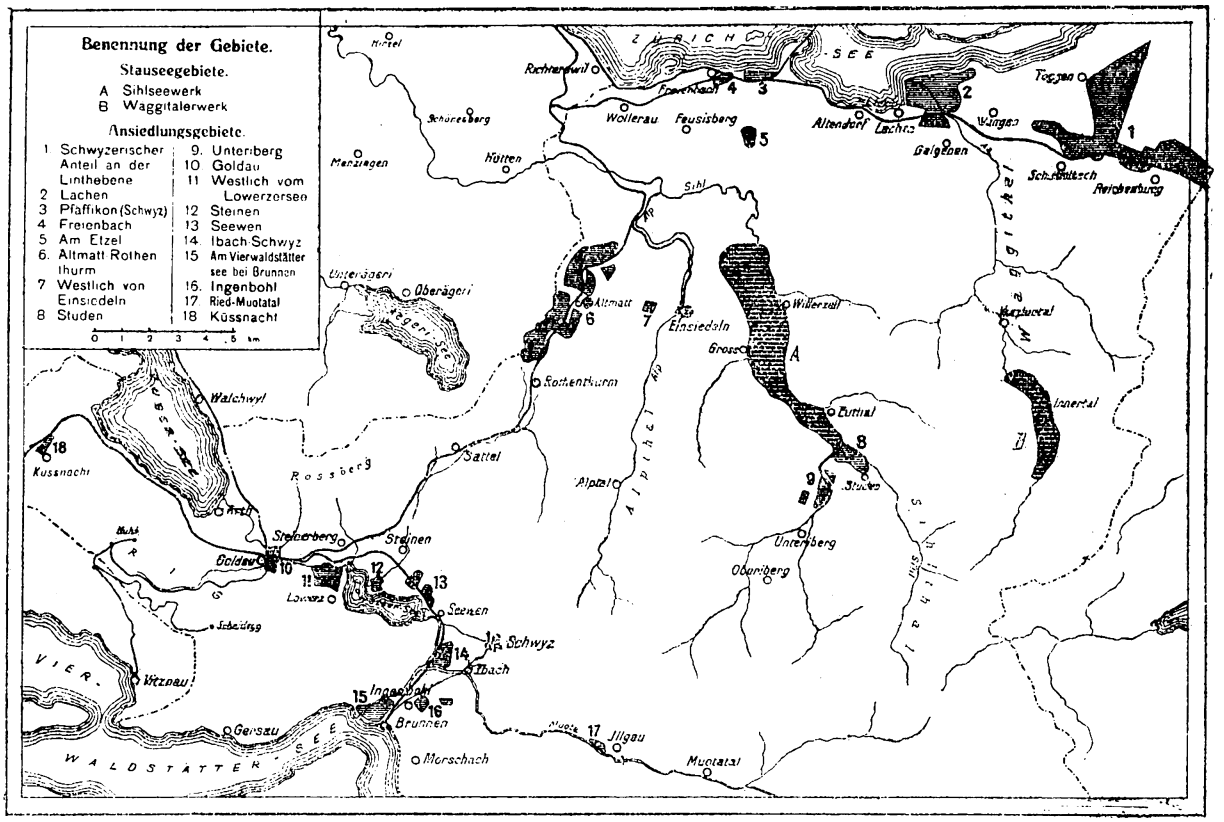
Über die Art und Weise, wie die „Schweizerische Vereinigung für industrielle Landwirtschaft" praktisch arbeitet, orientiert am besten die Organisation der industriellen Landwirtschaft in *Winterthur*. Zunächst wurden die in der Umgebung der Stadt Winterthur gelegenen, als Regieanbauwerke geeigneten Streurieter systematisch festgestellt. Dann wurden die in Frage kommenden auf Planskizze II verzeichneten Gebiete — es handelt sich grösstenteils um Gemeindeland — vom kantonalen Ernährungsamt bzw. vom Kanton Zürich in langfristige Pacht (12—15 Jahre) genommen und zu den gleichen Bedingungen an die Industrie zur Urbarisierung und Bebauung weiter vergeben. Den Staat liess man in der Pacht deshalb ins Mittel treten, um weniger Schwierigkeiten bei der Landübernahme zu haben und ungerechtfertigten Pachtzinsansprüchen begegnen zu können. Tatsächlich konnte bei den vielen Vertragsabschlüssen im Vergleich zu der heutigen Konjunktur fast durchwegs eine mittlere Pachtzinslinie innegehalten werden. Langfristig wurde die Pacht deshalb bemessen, weil es sich bei den übernommenen Ländereien sozusagen durchwegs um meliorationsbedürftige Grundstücke handelt, die erst nach Jahren in volle Kultur kommen und dem Pächter Gelegenheit geben, die grossen Urbarisierungsaufwände zurückbezahlt zu erhalten.

Die Meliorationspacht ist eine neuartige Erscheinung. Danach wird das Grundstück unmelioriert vom Pächter übernommen mit der Verpflichtung, die Melioration im Laufe der Pachtperiode auf seine Kosten und nach Anordnung der staatlichen Organe auszuführen. Die öffentlichen Subventionen kommen in diesem Falle natürlich dem Pächter zu. Wenn wir die Meliorationspacht für die industrielle Landwirtschaft befürworteten, geschieht es aus der Erwägung heraus, dass dadurch die Landbeschaffung für die Industriebetriebe erleichtert wird, und dass die Landeskultur durch die rasche und grosszügige Ausführung von Meliorationen eine wesentliche Förderung erfährt. Daran scheitert ja die Ausführung so mancher Meliorationsprojekte, dass Gemeinden und einzelne Grundbesitzer trotz der in Aussicht stehenden öffentlichen Subventionen sich nicht für ein unter heutigen Verhältnissen allerdings kostspieliges Werk entschliessen können. Nicht zu vergessen die Erleichterung der Formalitäten bei der Durchführung der Verbesserung, wenn ein einziger, der Meliorationspächter, an Stelle einer Vielheit von Grundbesitzern die Verpflichtung zur Melioration übernimmt. Hat eine Gemeinde oder ein privater Grundbesitzer erst einmal die Mühen der Melioration auf sich genommen, ist es schwer, nachher das Land zu Bewirtschaftungszwecken für Dritte erhältlich zu machen.

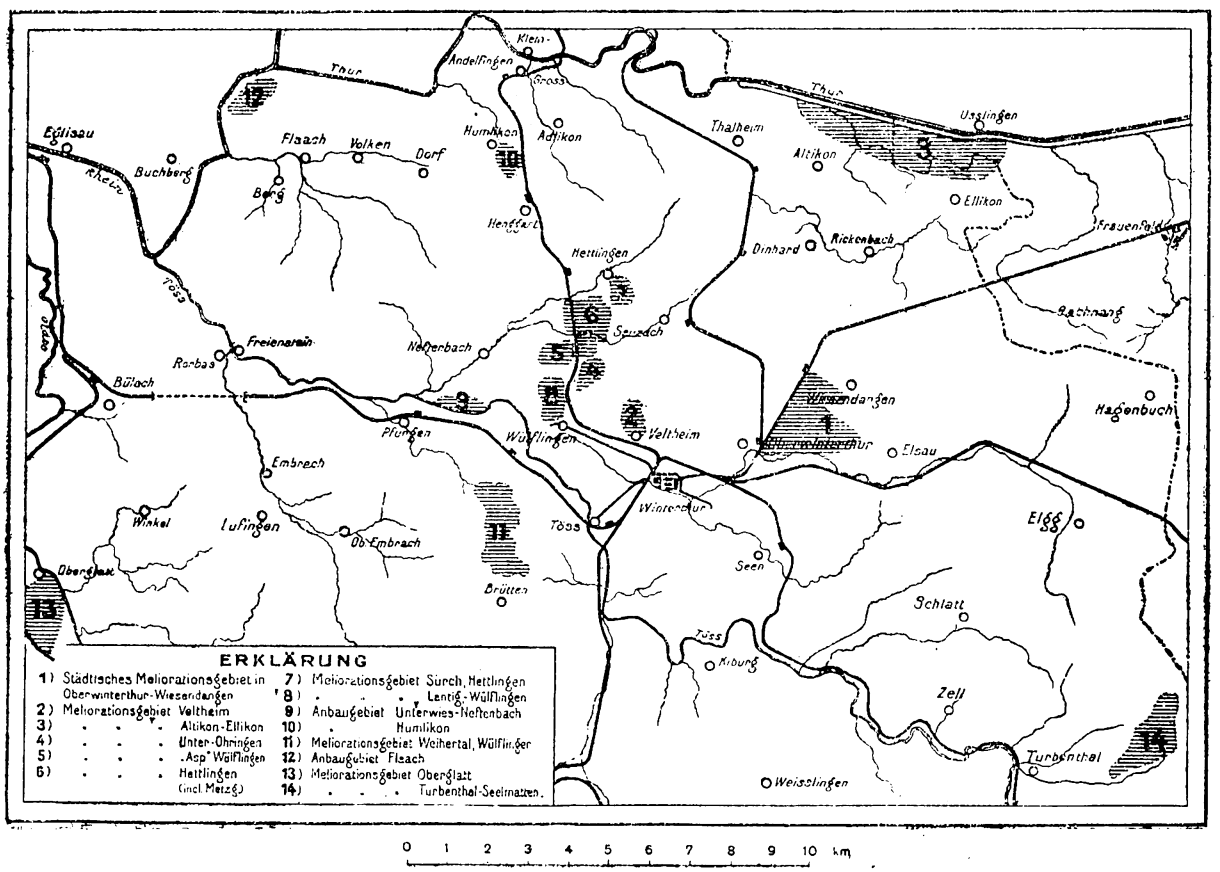
Die Anfänge der Tätigkeit der „Schweizerischen Vereinigung für industrielle Landwirtschaft" sind echt innenkolonisatorische Arbeit. Indem sie auch Siedlungswerke an die Hand nimmt, dürfte die Institution auch der äussern Form nach zu einer *Schweizerischen Vereinigung für Innenkolonisation* sich entwickeln können. Wie anderwärts, würde in diesem Falle auch bei uns die Reaktion zur Bekämpfung der Übelstände der Industrie aus Kreisen dieser Erwerbsgruppe herausgewachsen sein. Und das ist richtig. Von woher das Übel kommt, von daher soll es auch beseitigt werden.

Natürlich würde diese Erweiterung des Arbeitsprogrammes ein enges Zusammenarbeiten mit bestehenden gemeinnützigen Institutionen, die unmittelbar oder mittelbar mit den Massnahmen der Innenkolonisation sich beschäftigen, zur Folge haben. Ohne einen öden Bureaukratismus aufkommen zu lassen, müsste ausserdem durch enge Fühlungnahme mit den Behörden für Einheitlichkeit in der Durchführung der innenkolonisatorischen Massnahmen und dafür gesorgt werden, dass die ganze Bewegung in volkswirtschaftlich gesunden Bahnen bleibt.

## Planskizze I: Umsiedelungsgebiete im Kanton Schwyz.




## Planskizze II: Situation der Winterthurer industriellen Landwirtschaft.



Der *Staat* hat in der Tat auf dem Gebiete der Innenkolonisation wichtige Aufgaben zu erfüllen. Was not tut, das ist ein *schweizerisches Gesetz für Innenkolonisation,* das

1. allen Massnahmen der Landeskultur, insbesondere den grossen *Meliorationswerken,* weitgehende Unterstützung, die in allen Kantonen gleichen Umfang haben soll, zusichert;
2. in gleicher Weise die *Siedlungswerke* fördert und für diese namentlich die Hypothekarverhältnisse erleichtert;
3. die allgemeine Möglichkeit gibt, *Ländereien,* vorab frühere Ödländer, die zu Ansiedlungsgebieten anerkannt geeignet sind, *zu beschaffen*;
4. die *interessierten Kreise* gleichmässig zur *Mitarbeit* an gemeinnützigen Werken der Innenkolonisation verpflichtet.

Sind so die gesetzlichen Grundlagen für eine schweizerische Innenkolonisation geschaffen, dürfte es Aufgabe der Vereinigung für Innenkolonisation sein, in Verbindung mit den Behörden einen eigentlichen Plan für alle einschlägigen Vorkehrungen aufzustellen — darauf näher einzutreten, ist daher nicht der Ort — und nachher an die möglichst rasche Verwirklichung der Werke heranzutreten.

## V.

Im Augenblick, da diese Betrachtung abgeschlossen wird, steht auch noch nicht in den Grundsätzen fest, ob die Wirtschaftspolitik der grossen Länder und damit unserer eigenen Landes nach dem Kriege im Zeichen des Freihandels oder des Schutzzolles sich bewegen wird. Je nachdem wird sich die schweizerische Volkswirtschaft auf die internationale Arbeitsteilung (weitere Ausbreitung der Industrie, in der Urproduktion Bevorzugung der einseitigen Viehwirtschaft) oder aber auf die Erzeugung zur Selbstversorgung (Beschränkung der Industrialisierung, in der Urproduktion Förderung des Nährfruchtbaues) einstellen. Je nachdem wird sich auch die Innenkolonisation gestalten müssen. Bleibt der Grundsatz der Selbstversorgungswirtschaft richtunggebend, so wird sie sich mit allen Kräften der Produktionsvermehrung annehmen, andernfalls werden diese Bestrebungen in den Hintergrund treten; die Innenkolonisation wird sich dann mehr dem Siedlungsproblem widmen. So oder so wird indessen die allgemeine Landeskultur einer tatkräftigen Innenkolonisation immer genug zu schaffen geben. Je mehr die Industrialisierung fortschreitet — eine Entwicklung, die von einem gewissen Punkte an die Landeswohlfahrt hindert —, um so dringlicher wird es, durch intensive Erzeugung in der Nähe der Verbrauchsorte die Versorgung vor Fährnissen zu sichern. Auf alle Fälle bleibt der Innenkolonisation, auch wenn unsere Lebensmittelbeschaffung inskünftig in unerwartet grossem Umfange auf die Zufuhr aus auswärtigen naturbevorzugten Agrarländern sich stützen sollte, die wichtige und dringliche Aufgabe der Verbesserung der Siedlungsverhältnisse im Sinne der Schaffung ländlicher Heimstätten mit der Gelegenheit zur Betätigung in der Bodenkultur. Wirtschaftliche, gesundheitliche und ethische Erfordernisse lassen diese Umgestaltung als einen der vornehmsten Fortschritte der nächsten Kulturepoche erscheinen. Der schweizerischen Bevölkerung, namentlich der Industriebevölkerung, einen gegenüber früher besser befriedigenden Nähr- und Wohnraum zu schaffen, ist eine Forderung, die auch gar nichts mit dem politischen Bekenntnis zu tun hat. Jede Partei muss sie, weil sie die naheliegendsten Bedürfnisse des werktätigen Menschen betrifft, als selbstverständlich betrachten. Die schweizerische Innenkolonisation ist so eine Angelegenheit nicht nur jener, die den Schäden der Überindustrialisierung zu wehren die Aufgabe haben, sie ist eine Sache des ganzen Volkes und des Staates. Sie wird unter den Reformen, die für die nächste Zeit in Aussicht stehen, den ersten Platz beanspruchen.